zu machen und gewänne wirklich für kurze Zeit sein Unternehmen den Anschein eines glücklichen Erfolges: Schon wenige Tage darauf dürfte eine Lawine, herangeführt auf den Flügeln eines wilden Orkans, das mühsam Errungene und mit ihm jede Hoffnung eines einstigen besseren Gedeihens unter sich begraben haben, nichts zurücklassend als den Beweis menschlicher Ohnmacht und Schwäche.

[illegible] den kältesten und unwirtlichsten Landstrichen in der Nähe des Polarkreises gehören diejenigen Teile, welche vom 67. Breitengrade nordwärts liegen. In diesen wächst kein Holz mehr und unter der Moosfläche ist selbst im Sommer in einiger Tiefe das Erdreich gefroren. Daher die größte Armut daselbst an Gewächsen und Tieren. Gegen Ende Juli oder Anfang August wird bereits in allen Gewässern jener [illegible] besuchten Küsten entlang eine Eisrinde oft von mehreren Zentimetern Dicke in einer einzigen Nacht gebildet. Der Frost beginnt und dehnt sich mit wachsender Gewalt nach allen Richtungen hin, bis er die ganze Oberfläche der See mit einer mehreren Fuß dicken Eisrinde überzogen hat. Aber bei der Rückkehr des Frühlings schmelzen die Strahlen der Sonne diese Decke und der erste heftige Wind, der ein Anschwellen des Ozeans bewirkt, sprengt den weiten Eisraum in einzelne große Felder, welche sich dann durch ihre gegenseitige Reibung allmählich zertrümmern. Dies findet gewöhnlich zu Anfang des Monats Juli statt und wenige Wochen sind meistens hinreichend, das schwindende Eis aufzulösen und zu zerstören. Nur dann erst ist das Meer für eine kurze ungewisse Zeit für die Unternehmungen der Seefahrer offen.

Während sich Schollen und Felder alljährlich erzeugen und wieder vergehen, sind große Eisberge fast durchgehend als Ergebnis mehrerer Jahrzehnte und in Buchten entstanden, wo sie sich gleich den Gletschern der Schweiz bildeten, allmählich hinab gegen das Wasser glitten und später so mit ihrem Ende über die Küste hinausreichten. Der nach der Tiefe dicht unterstützte Koloß wird endlich zu groß und schwer, er bricht ab und schwimmt mit der Strömung fort in die weiten Meeresflächen. Furchtbar ist die Wirkung, wenn zwei nach verschiedenen Richtungen bewegte Eisstrecken aufeinander stoßen. Man denke sich eine in schnellem Lauf aufgehaltene Masse von vielen Millionen Tonnen Gewicht; das schwächere Eisfeld ist unter schrecklichem Getöse bald zerschellt; ungeheure Schichten schieben sich übereinander, während andere teilweise untersinken. Der Walfischfänger, obschon er ohnehin in steten Gefahren lebt, muß doppelt wachsam sein, wenn die Umstände ihn nötigen, sich zwischen diesen schwimmenden Eisfeldern durchzuzwängen, und wenn vollends neblige Witterung ihn hindert, ihre Richtung genau wahrzunehmen. Diese schwimmenden Berge und Inseln von Eis gewähren einen sonderbaren, nicht selten sogar malerischen Anblick, und das mannigfaltige Farbenspiel, welches das zurückgeworfene, gebrochene Sonnenlicht verursacht, trägt sehr viel bei, den Anblick so bezaubernd als möglich zu machen. Dies entschädigt den kühnen Seefahrer in etwa für die zahlreichen Beschwerden und Gefahren, mit denen er fast fortwährend zu kämpfen hat. Oft sieht er plötzlich Meerbusen sich ausbreiten und Grotten entstehen, Gebirge hervortreten oder Täler sich senken und alles, was das Auge nur auf dem Lande zu sehen gewohnt ist, stellen ihm diese seltsamen Spiele der Natur mit einer unerhörten Kühnheit dar. Hier sind schwebende Gärten; dort glänzende Pfeiler- und Säulenreihen von Beryll und Smaragd; hier Höhlen, in die kein Lichtstrahl dringt; dort weite, ins Unendliche sich verlierende Felder. Die blendende Weiße des Schnees wechselt mit einem völlig durchsichtigen Kristall, der ganz wie ein Prisma wirkt, und im hellen Schein der Sonne alle Regenbogenfarben von sich streut. Gewöhnlich ist das Eis gegen die Oberfläche der See von einem schönen Saphirblau gefärbt und so durchsichtig, daß man den kleinsten Gegenstand unter einer klafterdicken Lage so deutlich sehen kann, als ob er ganz frei vor dem Gesichte läge. Eine unbeschreiblich schöne Erscheinung an diesem Eisberge ist das sogenannte Glühen zur Morgen- und Abendzeit. Wenn im fernen Osten der klare Himmel sich zu röten beginnt und der weite umliegende Meeresraum noch in Nacht und Dunkel gehüllt ist, erglühen die höchsten Bergspitzen zuerst; von ihnen senkt die Feuergarbe sich langsam auf die nächsten Abhänge nieder, bis endlich mattrosarot ihre erhabensten Teile erscheinen. Nur einige Minuten währt dieses Prachtphänomen, denn sowie die Sonne höher steigt, schwindet jenes magische Kolorit und die eisigen Gipfel erglänzen wieder rein silberweiß. Sinkt am Abend die Sonne, das Winterland allmählich der Dämmerung und Finsternis überlassend, dann verlieren sich nach oben Licht und Glut an den Gebirgen, am längsten an den Gipfeln verweilend. Schwindet auch von den erhabensten Punkten das letzte Rot, dann erscheinen diese, im Rückfall von Klarheit zur Finsternis, gespensterartig, leicht und schauerlich. So entzückt am frühen Morgen die erste Glut, die letzte am Abend erregt Bangen und Grauen.

Beinahe 22 Stunden dauert in diesen Gegenden der Tag und fast ebenso lange währt bei einer furchtbaren Kälte, wieder abwechselnd die Nacht, welche aber unter diesem Himmelsstriche, wegen der häufigen Nordlichter des Sternenglanzes und Mondenscheines weit heller ist, als man bei uns gewöhnlich glaubt.

F. B.

—⊡—

Das Leben im Brombeerstengel

Wenig bekannt ist, daß sich in hohlen oder ausgehöhlten Stengeln, besonders in Brombeerstengeln, ein reges Leben und Treiben von Insekten entwickelt, und zwar sind es Vertreter verschiedener Hautflüglerfamilien, die regelmäßig diese gute Nistgelegenheit benutzen. Oft hausen mehrere Arten gar nicht einträglich zusammen — ganz wie bei uns. Zahlreiche feine Beobachtungen über diese interessanten Lebensgemeinschaften verdanken wir Dr. E. Eustin. Wie kompliziert die Nist- und Wohnungsverhältnisse der Bienen, Faltenwespen, Goldwespen und Schlupfwespen im Brombeerstengel oft liegen und wie auch hier einer des anderen Teufel ist, zeigt folgende Beobachtung. Eine Mauerbienenmutter hatte einen Brombeerstengel sauber ausgenagt und den unteren Teil nach und nach mit Eiern — im ganzen sechs — belegt. Bei Herstellung der Kammer für das siebente Ei war sie von einer Faltenwespe vertrieben worden. Diese schloß nach ihrer Manier die Zelle mit einer Lehmwand ab, während die vorgenannte Art ihre Kammern mit zerkauten Blättern abschließt. In die nun folgende Kammer hatte die Faltenwespe ihr Ei abgelegt, man fand die Larve vor. Die nächste Zelle enthielt durch Stiche gelähmte Kleinschmetterlingsraupen, die als Larvenfutter bei dieser Art dienen. Freilich fehlte in dieser Kammer die Larve, offenbar war das Ei zugrunde gegangen oder gar nicht abgelegt worden. In der obersten Kammer fand sich die Larve einer Goldwespe. Die Goldwespenmutter — denn Goldwespen sind Schmarotzer — hatte ihr Kuckuksei in die oberste Zelle (Kammer) der Faltenwespe gelegt und die ausschlüpfende Goldwespenlarve hatte die Faltenwespenlarve und ihre Vorräte an Kleinschmetterlingsraupen aufgefressen und dann ihren Cocon zur Verpuppung gesponnen. Diese böse Tat aber fand gleich ihre Vergeltung. Denn ein Schlupfwespenweibchen — die Schlupfwespen sind Schmarotzer, verschiedene Hautflüglerfamilien kommen als Schlupfwespen" in Betracht — hatte seinerseits, den Legebohrer durch den Brombeerstengel führend, ein Ei in den Goldwespencocon gelegt. Die ausschlüpfende Schlupfwespenlarve verzehrt die Goldwespenlarve . . . So kränkt eines den anderen . . .

Dr. A. K.

Am Ausguck

Vogelschutz im Winter.

Die während des Winters durch Futtermangel hervorgerufene Sterblichkeit unserer frei lebenden Vögel nimmt oft beunruhigenden Umfang an, und es sind in erster Linie die nützlichen Vögel wie Meisen, Stare, Drosseln, Rotkehlchen usw., die dem Winter zum Opfer fallen. Als Folge eines ausgedehnten Vogelsterbens nimmt die Gefahr der Insektenplagen zu; schon darum erscheint es, von allem anderen abgesehen, geboten, den Vögeln so viel wie möglich zu Hilfe zu kommen. Wie man dabei zweckmäßig verfährt, dafür gibt u. a. der Niederländische Vogelschutzverein folgende Ratschläge:

Man lasse in dieser Zeit keine Nahrung umkommen; ein Stück Brot, eine Scheibe Speck oder Käse, allerlei Fette (auch solche, die nicht oder nicht mehr als menschliche Nahrung verwendbar sind), Nüsse und Hanfsamen, alles ist den Vögeln willkommen. Päckchen mit Futter für samenfressende und insektenfressende Zimmervögel, wie sie im Handel erhältlich sind, sind auch für die Vögel im Freien brauchbar; Schalen von Früchten (Aepfel, Bananen usw.) werden, falls feingeschnitten, gern gefressen. Zum Schluß noch einen flachen Teller mit Wasser, und die Vögel werden dankbar den Futterplatz in Anspruch nehmen, der natürlich vorher schneefrei gemacht werden muß.

Große Mengen von Vögeln werden in jedem harten Winter umkommen; aber wenn jeder mithelfen will, wird ihre Zahl bedeutend verringert werden können.

—rk

Die Kenner.

Die Herrlichkeiten einer alten Brandy zu genießen, ohne ihn zu kosten — bleibt das Geheimnis der Kenner. Die Gelegenheit, ein Geheimnis zu ergründen, wurde auf der in London abgehaltenen Ersten Wein- und Spirituosenausstellung geboten, zu deren Kostbarkeiten ein Napoleon-Brandy vom Jahre 1811 und ein Cherry aus der Zeit Georg IV. gehörten. Der Propagandachef einer alten Brandyimportfirma verriet dort das Geheimnis den Wißbegierigen wie folgt: Wenn ein vorsichtiger Käufer von unserem Brandy eine Kostprobe verlangt, so wissen wir, daß man diesem Käufer alles andrehen kann; denn der Kenner verweigert die Kostprobe. Er läßt sich ein wenig Brandy in ein großes Glas mit einer schmalen Oeffnung gießen, und während der Brandy die schmale Oeffnung passiert, inhaliert der Kenner das Aroma und schließt daraus auf die Qualität des Brandy. Die zahlreichen Besucher, die den Ausführungen des tüchtigen Propagandachefs interessiert folgten, ersuchten ihn in der Regel um eine Vorführung des für die Kenner bestimmten Experimentes, das, wie zu erwarten, nie seine Wirkung verfehlte, da jedermann der Massensuggestion unterlag, sich vor aller Oeffentlichkeit zu bewähren. Nach dem Absatz dieser Firma schon in den ersten Tagen nach Eröffnung der Ausstellung zu urteilen, müssen nämlich die unzähligen Besucher der Ersten Wein- und Spirituosenausstellung aus lauter gewiegten Kennern bestanden haben.

Der chinesische Schriftsetzer.

Der chinesische Schriftsetzer hat eine nicht so leichte Arbeit, denn er braucht zu seiner Arbeit Tausende von Typen, von denen allerdings jede ein anderes Wort darstellt. Um diesen ungeheuren Vorrat an Typen einigermaßen übersichtlich zu ordnen, verfolgt man die Methode, daß man unter einem „Mutterwort" die verwandten Zeichen vereinigt. Erblicken wir zum Beispiel an der Wand des Setzersaales das Mutterwort „Hand", so werden wir in den dazu gehörigen Kästen die Typen für Finger, Faust, Handgelenk, auch für Stoßen und Ziehen usw. finden. „Gold" ist das Mutterwort für alle Metalle, „Wasser" zeigt an, wo die Typen für Bach, Fluß, Meer usw. zu suchen sind. Trotzdem ist die Arbeit des Setzers natürlich sehr schwierig. Ganze Korridore sind mit Tausenden von Kästchen angefüllt, welche diese Druckzeichen enthalten, und gewöhnlich stehen dem Setzer einige Burschen zur Verfügung, die ihm bei der Herbeischaffung der Typen aus diesen Katakomben behilflich sind.

Belgische Kriegstrophäen.

Zwischen den Stadtverwaltungen von Verviers und Antoing, zwei Orten in der belgischen Provinz Hennegau, einerseits und dem belgischen Kriegsministerium andererseits ist Fehde entstanden. Es geht um den Wunsch dieser Stadtväter, von einigen, seinerzeit im Taumel der Begeisterung den beiden Städten geschenkten deutschen Kanonen erlöst zu werden. Die Kanonen sind damals, nach dem Waffenstillstand, vom belgischen Heere glorreich als Frachtgut aus Essen oder Spandau erobert worden, und die Geschichte wird allmählich selbst dem Belgier zu dumm. Das Brüsseler Kriegsministerium ersuchte jedoch um Franko-Zusendung dieses „Materials", wohingegen die Gemeindeväter sich weigerten, auch nur einen einzigen belgischen Papier-Centime für diesen Zweck zu bewilligen. Da keine der beiden Parteien bereit ist nachzugeben, sollen die Kanonen jetzt zum Besten der Domänenverwaltung öffentlich versteigert werden.

—gh.

Berliner Familiennamen.

Die am häufigsten vorkommenden Familiennamen sind nichts anderes als gewerbliche Bezeichnungen. Warum sind eigentlich in Deutschland, und besonders in Berlin, die Müller und Schulze so häufig und beliebt? In jedem Dorf der Mark gibt es mindestens einen Schulzen einen vom Landesherrn eingesetzten und bestätigten Schultheiß, der für den Eingang der Steuern und für öffentliche Ordnung zu sorgen hatte und dafür bestimmte Vorrechte genoß. Neben ihm gab es aber in jedem Gemeindewesen mindestens einen Müller, größere Dörfer durften ihrer nur zwei haben. Man unterschied Stadt- und Landmüller, Wind- und Wassermüller. Die früheren fiskalischen vier Getremühlen gingen um 1890 ein. In ihnen mußten Berlin, Köln, zwanzig Dörfer des Barnims u. zwölf Dörfer des Teltow ihre Getreide mahlen lassen. Windmühlen waren besonders zahlreich auf dem hohen Plateau des Barnim, dem Windmühlenberg, auf dem sich jetzt der Wasserturm der Stadt Berlin erhebt.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena
Druck und Verlag: B. A. Sanz, Altena.



Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung.

Nr. 3 Donnerstag, 21. Januar 1926

Wie die deutsche Stadt Strasburg (Wpr.) an Polen kam

Eine Erinnerung an den 18. Januar 1920.

Entgegen früheren Gerüchten, nach denen der Uebergabetermin weiter hinausgeschoben werden sollte, ward uns Strasburgern nunmehr von amtlicher deutscher Seite als unumstößliche Tatsache mitgeteilt, daß er mit dem Einrücken der polnischen Truppen endgültig auf Sonntag, den 18. Januar 1920, festgesetzt worden war. Dieser Tag, einst ein Glanzpunkt in der preußischen Geschichte, an dem 1701 die Erhebung Preußens zu einem Königreiche und 1871 die Proklamation König Wilhelms I. zum Deutschen Kaiser erfolgt waren, ist von den Polen sicherlich mit voller Absicht ausgewählt worden. Sollte doch dadurch den verhaßten Deutschen die ihnen zugedrohte Schmach der tiefsten Erniedrigung um so stärker und verletzender zu Gemüte geführt werden.

Am Freitag, den 16. Januar, vormittag, sammelten sich die deutschen Grenzschutztruppen zum letzten Male auf dem Marktplatze von Strasburg, um von da aus vertragsmäßig auch unser Gebiet zu räumen. Noch am Vorabende war von ihnen der trotzige deutsche Adler von dem auf dem Markte befindlichen Kriegerdenkmal entfernt und weggeführt worden, damit er nicht, wie es in der Provinz Posen bereits dutzendmal vorgekommen war, von den Polen in der unflätigsten und gemeinsten Weise beschimpft, besudelt und zerstört wurde. Ein Häuflein getreuer und furchtloser Deutscher, voran der deutsche Bürgermeister und der deutsche Ueberleitungskommissar, hatte sich gleichfalls auf dem Markte in Festkleidung eingefunden, um den scheidenden braven Truppen das letzte Lebewohl zuzurufen. Sie noch einmal durch kleine Blumenspenden zu erfreuen und zu ehren, war nicht mehr möglich. Denn alle Blumen und sämtliches Grün in den Läden waren bereits von den Polen zum bevorstehenden Empfange des polnischen Militärs mit Beschlag belegt, ihr Verkauf an Deutsche augenscheinlich den Ladeninhabern streng untersagt worden.

Die kernigen Dankes- und Abschiedsworte, die der Grenzschutzkommandeur an die deutsche Bürgerschaft richtete, gingen jedermann tief zu Herzen und ließen uns das unser harrende Los um so härter und bitterer erscheinen. Als sich dann die Kolonnen mit klingendem Spiel und festen Trittes in Abmarsch setzten, unter dem lebhaften Lebewohlwinken der Deutschen und unter höhnischem Grinsen und den Verwünschungen der Polen, da wurde unser Inneres aufgewühlt bis zum Grunde, und manche Träne rollte über die Wangen, auch des festesten Mannes. Wurden wir uns doch jetzt erst so recht bewußt, wie sehr verlassen wir nunmehr dastanden, schutzlos der Rache und Willkür der uns mit Inbrunst hassenden Polen preisgegeben. Und tief, unauslöschlich brannte sich die Schmach dieser qualvollen Stunde in unsere Herzen ein. Möchte das Gedenken an sie niemals aus der Brust des Deutschen entschwinden, sondern ihn ewig mahnen an das Wort: „Was wir verloren haben, soll nicht verloren sein! — Ein Wachtkommando von einigen wenigen Mann blieb noch bis Sonntag hier zurück, um dann erst, kurz vor dem Einmarsch der polnischen Truppen, die Stadt zu verlassen.

Der unheilbringende Sonntag brach herein, neblig, trübe und grau. So recht, als wollte die Natur ihren Anteil zeigen an der abgrundtiefen Trauer und dem Gefühl grenzenlosen Elendes, das an diesem Unglückstage die Deutschen zu überkommen im Begriffe war. Noch lag die Stadt in ihrem gewöhnlichen Kleide da, nur die schier endlosen Züge der vom Lande hereinströmenden, festlich gekleideten und sichtlich erregten polnischen Bewohner deuteten auf das kommende Ereignis des Tages hin. Bestimmungsgemäß zogen Punkt 10 Uhr die letzten Reste des deutschen Militärs, stumm, aber strammen Schrittes zum Tore hinaus auf Goßlarshausen zu.

Da änderte sich mit einem Schlage das Bild. Und man muß sagen, die polnischen Regisseure, die hinter den Kulissen seit Monaten auf diesen Augenblick hingearbeitet hatten, sie hatten ihre Vorbereitungen nicht schlecht getroffen. Noch hatte der letzte deutsche Grenzschützler das Weichbild der Stadt nicht verlassen, als die ersten Fahnen in den polnischen Farben bezeichnender Weise auf dem Turm der altehrwürdigen, noch aus der Deutschordenszeit stammenden Pfarrkirche hochgingen. Das war wohl das verabredete Signal gewesen. Denn im Nu wurden auf jedem Hause, in dem Polen wohnten, auf jedem öffentlichen Gebäude die polnischen Fahnen gehißt wurden Girlanden und Teppiche zum Fenster herausgehängt, schmückten sich die Straßen und Plätze mit Grün und Ehrenpforten, von denen Inschriften wie „Herzlich willkommen den tapferen Soldaten!" herabhingen, tauchten in den Auslagen der Läden und in den Fenstern der Nichtgeschäftsleute grelle bunte Bilder Kosciuskes und anderer Polenhelden auf.

Und wie beim Szenenwechsel auf dem Theater erschienen urplötzlich — ein drolliger Anblick — auf den Häuptern aller Vertreter der hochgemuten Edelnation, vom Wadelkopfe des zahnlosen achtzigjährigen Greises herab bis zu dem Struwelkopfe dreijähriger Hosenmätze, die Zeichen echt polnischer Gesinnung, die blauen viereckigen Mützen, reich besteckt mit dem weißen Adler. Man staunte in der Tat, woher mit einem Male das Mützenmeer kam. Was müssen bloß die polnischen Mützenmacher für Lombengeschäfte gemacht haben! Daß die holde Weiblichkeit im Anstecken von weiß-roten Schleifen und Schleifchen das Menschenmöglichste leistete, versteht sich von selbst.

Immerhin konnte man diese auch in solch lächerlicher Aeußerlichkeit sich kundtuende Freude der Polen über das ihnen so schnell in den Schoß gefallene, unerwartete Geschenk der Selbststaaterei verstehen. Sehr häßlich und empörend aber war es, daß auch eine nicht kleine Zahl von Personen, die sich bis dahin als treue Deutsche gebärdet hatten, nicht schnell genug vermochten, durch Herausstecken mächtiger polnischer Figuren, Fahnen, Anlegen weißroter Schleifen, sowie durch Schmücken ihrer Häuser ihren verabscheuungswürdigen, ihnen nunmehr nützlich erscheinenden Gesinnungswechsel zu zeigen. Diese Gesinnungslumpen waren es dann auch, die sich beeilten, den kurz darauf einziehenden polnischen Truppen in Zylinder und Festkleidung entgegenzugehen oder sich an der Spalierbildung der Schulen zu beteiligen.

Nun zog es ein, umjubelt und stürmisch begrüßt von den Polen, das heißersehnte, das polnische Militär nicht ohne zuvor angstlich u. vorsichtig auszuspähen, ob nicht doch noch einer der gefürchteten deutschen Soldaten die Tapferkeit der gesamten Heldenschar auf eine höchst gefährliche Probe stellen könnte. In einem Dorfe der Umgegend war es von der blöden Einwohnerschaft sogar kniend empfangen worden. Ob dieser Jubel, diese Vergötterung indes allen in den Massen so recht aus dem Herzen kam und sich beim Anblick dieser kriegerischen Söhne Polonias nicht doch eine leichte Enttäuschung regte? Ich möchte das beinahe behaupten. Denn was da so herbeiströmte, machte nicht den Eindruck einer übermäßig schlagfertigen und strammen Truppe, wie man das vom preußischen Militär her so gewöhnt war, sondern eher der einer arg heruntergekommenen, verlotterten Bande von Marodeuren. Im Durchschnitt Gestalten mit stumpfsinnigen, ausdruckslosen Gesichtern echt slawisch-asiatischen Typus, in schmierigen, zum Teil über und über geflickten, zum Teil zerrissenen Uniformen ohne Mäntel, die kleinen Gäule in halb verhungerter, elender Verfassung, fast durchweg mit von der Räude stark mitgenommenen Fellen, die Wagen und Geschütze alt und klapprig, rostzerfressen und ohne Anstrich, alles in allem ein jämmerlicher Anblick. So bitter ernst und traurig auch die ganze Sache für uns Deutsche war, man konnte sich doch eines amüsierten Lächelns über dieses so stolze Heer doch nicht enthalten. Und das waren gar noch die Elitetruppen! Wie mochten da wohl erst die andern aussehen! Die allgemeine Begeisterung und der übermäßige Freudentaumel mögen die Polen über das Erbärmliche des ganzen Aufzuges hinweggetäuscht haben.

Ein Feldgottesdienst auf dem Marktplatz mit fanatisch-überschwenglichen Ansprachen, festliche Bewirtung und größtmögliche Einfeuchtung der polnischen Heldenkehlen mit dem geliebten Feuerwasser bildeten den Abschluß des Uebergabetages. Daß alsdann bei der Unterbringung der Offiziere und Mannschaften die Deutschen mit den schwersten Lasten bedacht wurden, versteht sich von selbst. Das bis heute sich immer mehr steigernde Martyrium der Deutschen unter dem weißen Adler hub an. Wann wird der Retter kommen diesem Lande?

K—i.

Wittekindlied

Wittekind, du weißer Herzog,
Deine Sachsen sind in Not!
Frankenbrut, die stets getrogen,
Schwur uns Untergang und Tod!
Du, mit deinem weißen Heere
In geheimer Höhlen Pracht,
Brich gleich sturmgepeitschtem Meere,
Aus der Berge tiefem Schacht!

Füll mit deinen Helden — Skalden
Sachsens Täler, Sachsens Höhn!
Laß auf unsern heil'gen Halden
Deines Heeres Barden flehn
Zu des Himmels ew'gen Weiten,
Um des Höchsten hehren Schutz!
Daß die Engel mit uns streiten
Fränk'schem Uebermut zum Trutz!

Weißer Herzog! Lichter Herzog!
Deine Sachsen sind in Not!
Höre deines Volkes Stimme! —
Ah! schon glüht ein Morgenrot
Um die Himmel! Aus den Bergen
Ziehen Scharen — lenzgeschwind!
Und vorauf — Spott allen Schergen! —
Sachsens Herzog: Wittekind!

Margarete von Gottschall.

Die Kämpfe
am Hartmannsweilerkopf
Der Verlust des Unterrehfelsens am 28. Dezember 1915.

Von Hauptmann a. D. Pietsch in der „Tägl. Rundschau."

Bei dem allgemeinen und einheitlich durchgeführten Angriff der Franzosen am 21. Dez. auf den von uns besetzten Abschnitt der Südvogesen zwischen Münheim—Bertschweiler—Wattweiler war es ihnen nach einer ausgiebigen artilleristischen Vorbereitung, d. h. einem stundenlangen Trommelfeuer, zwar gelungen, sich in den Besitz des Hartmannsweilerkopfes und des Hitzfelsens zu setzen. Aber alle ihre Versuche, den Unterrehfelsen zu erzwingen, scheiterten einmal an der energischen Verteidigung, das andere Mal an seiner ganz besonders günstigen Lage.

Der Rehfelsen hat trotz seiner geringen Breite und trotz der feindlichen Uebermacht allen feindlichen Eroberungsgelüsten am 21. Dez. siegreich widerstanden.

Sei es nun, daß unsere tadellos feuernden Geschütze aus der Ebene durch gut liegende Schüsse die Franzosen in achtunggebietender Entfernung hielten, sei es, daß die in gutem Schutz des Felsgesteins aufgestellten Maschinengewehre des Reserve-Regiments . . ., dessen Führer sich nebst seiner Bedienungsmannschaft ganz besonders durch hervorragende Tüchtigkeit auf seinem vereinsamten Posten auszeichnete, die Franzosen, welche dennoch kühn genug waren, sich vorzuwagen, um den Rehfelsen zu umzingeln und abzuschneiden, vernichteten — jedenfalls der Rehfelsen wurde gehalten . . .

Nicht allein dies, sondern der auf dem Rehfelsen sich befindende Leutnant des Feldartillerie-Regiments . . ., M . . ., hatte die günstige Gelegenheit, nicht allein den Sturm des Jäger-Bataillons Nr. . . . auf den Südostabhang des Hartmannsweilerkopfes mit zu sehen und zu beobachten, wie der Aussichtsfelsen in anerkennenswertem Schneid wiedergenommen wurde, sondern er fand eine günstige Gelegenheit, entscheidend durch sein Maschinengewehrfeuer auf den zu einem neuen Vorstoß ausholenden Gegner zu wirken und ihm große Verluste beizubringen. Ein kleines Häufchen von 25 Mann leistete einer großen Uebermacht siegreichen Widerstand und hatte dabei noch Gelegenheit, in einen Nebenabschnitt flankierend einzugreifen. Wenn nun auch ein feindliches Maschinengewehr dauernd unsere Felsstellung auf dem Rehfelsen unter Feuer hielt, so fügte es uns doch keinerlei Schaden zu, bis zu dem Augenblick, wo das feindliche Maschinengewehrfeuer durch Zufall unser Handgranatenlager zur Explosion brachte.

Dauernd unter feindlichem Feuer, ohne jegliche Verbindung mit der vorderen Kampfstellung, ohne Verbindung nach rückwärts — da sämtliche Fernsprechleitungen zerstört waren — hielten unsere braven und wackeren Leute stand. Nur in finsterer Nacht war es möglich, unsere Ringburg, eine natürliche Felsenburg, zu verlassen.

Die Aufstellung eines schweren Minenwerfers zwang den Gegner, seine gewonnenen Vorteile wieder aufzugeben.

Ein vom Leutnant M. zur Erkundung der feindlichen Lage unternommener Patrouillengang brachte dann auch das erfreuliche Ergebnis und die Gewißheit, daß der Gegner durch unser Minenfeuer gezwungen, seine neugeschaffene Stellung fluchtartig verlassen hatte, wie man an den mit Gewehren und Munition angefüllten Gräben deutlich erkennen konnte. Auch konnte diese Patrouille feststellen, daß der Gegner ein großes Stück, nämlich bis zur nächsten Höhenstellung, zurückgegangen war.

Die unsererseits aufgestellten Maschinengewehre waren in fast dauernder Tätigkeit, einmal feuerten sie in der Richtung zu mHitzfeln nach Süden, dann in den Silberbachgrund und in die Schlucht, sobald sich nur die geringste Bewegung beim Gegner zeigte. Tag und Nacht verging so, ein fortgesetztes ewiges Geknatter von Maschinengewehren, unter das sich der Donner der beiderseitigen Geschütze, der zurückprallende Widerhall und der sonstige Gefechtslärm mischte, ein ohrenbetäubender Lärm, der sich noch verstärkte, wenn die wiederholt unterbrochenen Fernsprechverbindungen die Teilnahme sämtlicher Batterien ermöglichte und deren Feuer auf die vom Gegner besetzte Stellung geleitet werden konnte.

Aber trotz dieses höllischen Feuers hatten wir in unsern Felsennestern nur sehr geringe Verluste.

Ungeachtet dieses Zustandes der ewigen Unruhe, dieses Schießens von und nach allen Richtungen, trotz des nie ruhenden Kampfes, hielt sich die Besatzung unserer kampfstellung auf dem Rehfelsen nordwestlich des Felsens überaus tapfer, immer bereit, den gegnerischen Angriff zu empfangen.

Dieses alle Nerven anspannende und äußerste Aufmerksamkeit verlangende ewige Geplänkel dauerte bis zum 28. Dez. — An diesem Tage aber trat eine Aenderung ein . . .

Denn der Gegner verstärkte seine artilleristische Tätigkeit. Ein verheerendes Trommelfeuer wurde auf unsere Stellung südöstlich des Rehfelsens gerichtet. Diesem folgte dann der übliche Sturmangriff in mehreren Wellen, bei dem es dem bei weitem stärkeren Gegner zwar nicht gelang, sich in den Besitz unserer ganzen Stellung zu setzen, sondern dank der beispiellosen Energie unserer Feldgrauen und der rasierenden Wirkung der Maschinengewehre waren die anstürmenden Franzosen nur imstande unsere Stellung an einem Punkte einzudrücken und hier einen Keil vorzuschieben, der uns in unserer Felsenburg fast umzingelt hätte, wenn nicht die vorhandenen Maschinengewehre den Gegner an weiterem Vordringen gehindert hätten.

Somit erreichten die angreifenden Franzosen nur den Rücken des Berges, aber nicht den schützenden massiven Rehfelsen . . . unsere feste Burg . . . Das unheimliche Trommelfeuer fand nach einer gewissen Ruhe in der kommenden Nacht am 29. Dez. seine Fortsetzung, indem die französische Artillerie durch Trommelfeuer und Sperrfeuer mit den schwersten Kalibern und durch gewaltige, geschleuderte Minen die unter furchtbarem Geräusch und Krachen explodierten und einen felsenerschütternden ohrenbetäubenden Spektakel verursachten, alle Vegetation und alles Leben vernichteten, Felsen sprengte, Bäume fällte und zersplitterte, den einst so prächtigen Baumbestand in drohend gen Himmel zeigende, kahle Stämme astlose und kronenlose Baumstümpfe verwandelte.

Aber trotz dieses nervenzerrüttenden Trommelfeuers, das Stahlnerven kaum ertragen konnten, trotz der niederprasselnden, Vernichtung bringenden Minen und ausrüchernden Gas- und Brandgranaten waren unsere Verluste nur sehr gering, da die Besatzung bei Beginn des Trommelfeuers den sichernden Schutz der auf dem Rehfelsen vorhandenen natürlichen und künstlichen Felsennester aufgesucht hatte.

Bei dem dann am Nachmittag von einer stärkeren französischen Patrouille gemachten Versuch, von dem in unsere Linien hineingeschobenen Keil aus den Rehfelsen zu umzingeln, erlitt dann leider mein Gewährsmann der obigen Schilderung, der überaus energische, fast bis zur Tollkühnheit tapfere Leutnant M. — der schon seit acht Tagen in einer Hölle auf dem Rehfelsen als Beobachter weilte — eine schwere Verwundung, die ihn auch heute noch ans Bett fesselte.

Dieser Leutnant war es, der bei Annäherung der feindlichen Patrouille, als die sonstigen Leute versagen wollten, dem Patrouillenführer, einem französischen Offizier, mit dem Karabiner bewaffnet, entgegenstürzte und den französischen Offizier gefangen nehmen wollte, statt dessen aber in dem gleichen Augenblick durch einen Halsschuß schwer verwundet wurde.

Nach dieser Heldentat entfloh der französische Offizier mit seinen Begleitern so schnell, wie er konnte, und stand von weiteren Unternehmungen ab, obwohl der Rehfelsen in Händen der Franzosen war . . .

—⊡—

Der Aetna

Von G. Riese.

Den natürlichen Schluß einer Reise in Sizilien macht der Aetna. Der Vulkan, ein ungeheurer Erdhaufen, ist ganz isoliert und gehört zu keiner Gebirgskette. Er hat sich selbst geschaffen, er ändert und gestaltet sich fortwährend um, durch eigene Kraft, indem er in Verbindung mit dem Innersten der Erde steht. So steht er da, ein Zeitgenosse der Schöpfung. Seitdem die Menschheit die Ufer des Mittelmeeres bewohnt, sieht sie ihn immer flammend, donnernd und drohend. Sein Fuß hat einen Umfang von 140 Kilometern und sein Gipfel erhebt sich 3313 Meter über den Meeresspiegel. Von der Erde bis zum Gipfel durchschreitet man alle Zonen der Erde. Schon bei nicht ganz 1000 Meter Höhe gelangt man aus der normalen Temperatur Afrikas in die normale Temperatur Lapplands. Weinberge, Orangen- und Olivenbäume umkränzen den Fuß des Aetnas, während ewiger Schnee sein Haupt bedeckt.

Aber nicht allein die erstaunliche Verschiedenheit seines äußeren Gewandes verleiht dem Aetna so viel Leben und Reiz, er ist auch von einem beständigen Innenleben beseelt. Er bläst, er seufzt, er schnauft, er bricht aus, er donnert, er schreit. Bisweilen bewegt er sich in seiner Tiefe, als wollte er sich erheben, so daß man auf der ganzen Insel ein dumpfes Krachen vernimmt. Der Berg ist beweglich, er reißt sich vom Boden, der ihn trägt, indem er sich lagert, wo und wie es ihm gefällt. Niemand kann die Ursachen, die Wege und Ausgänge seiner unterirdischen Arbeit erraten. Zu Hunderten zählt man die toten und verlassenen Krater, welche sich vielleicht morgen wieder entzünden — wer weiß es? Auf dem Gipfel raucht ein Kamin, aber auf dem ganzen Umkreise drohen beständig neue Ausbrüche.

Eine unermeßliche Lavaschicht bedeckt den Boden, der trotz der erstaunlich üppigen Vegetation schwarz wie Ofenruß ist. Schwarz sind die Wege der Gärten, schwarz alle Mauern, Gebäude und Hütten. Die Felsen, welche sich neben und übereinander erheben, sehen aus wie gewaltige Kohlenblöcke. Sie reichen bis an das Meer und scheinen sich hineinzustürzen. Merkwürdig, daß auch hier der Mensch seinen Platz sucht, und daß er diese traurigen Gegenden nicht meidet! Im Gegenteil, das Land ist dicht bevölkert, und seine Bewohner haben es zum fruchtbarsten der Erde gemacht. Sie arbeiten, sie lachen, sie singen; kurz, sie haben alles vergessen. Diese Menschen haben vergessen, daß im Jahre 1669, ohne weiter zurückzugehen, die Rossiberge, auf welchen wir uns gerade befinden, plötzlich aus dem Boden gestiegen sind, und daß das ganze Land mit Lave verschüttet und zerstört wurde. Sie haben vergessen, daß sich 1693 eine furchtbare Katastrophe vollzog: Erdbeben, alles verpestende Ausbrüche, eine entsetzliche Glut, Aschen- und Feuerregen. Vierzig Städte und Dörfer wurden damals vernichtet, hunderttausend Menschen kamen um. Sie haben vergessen, daß es im vergangenen Jahrhundert nicht weniger als neunzehn Eruptionen gab, daß sich der Berg im Jahre 1883 nach einem Erdbeben mit entsetzlichem Getrach geöffnet hatte, daß er 1886 wieder zu speien begann, indem er an seinem Fuße einen neuen Krater schuf, der donnernd Dampf, Rauch und Asche auswarf, während ein Lavastrom dem Meere zufloß. Sie haben vergessen, daß 1892 ein anderer Krater entstand, der die gleichen Zerstörungen und das gleiche Entsetzen verursachte. Vor etwa zwanzig Jahren sah die Stadt Nicolosi, wie sich die feurige Lava auf sie stürzte. Der Strom floß mit einer Schnelligkeit von 50 Metern in der Stunde. Bäume, Mauern, Häuser, alles unterlag seinem furchtbaren Ungestüm. Vergeblich flehte man die Heiligen an. Die verzweifelte Bevölkerung entschied sich zur Flucht. Der Bischof an der Spitze, das Volk mit den Statuen Christi, der Mutter Gottes, der Heiligen, den heiligen Bannern und den kostbaren Kirchengeräten, so viel jeder tragen konnte, setzte sich in Bewegung und marschierte, einen langen Zug bildend, nach Catania. Die Gebete hörten nicht auf, während der Bischof von Catania gegen den Lavastrom den Schleier der heiligen Agathe erhob. Nach dreizehn Tagen entsetzlicher Angst für die Flüchtigen machte die Lava gerade an den ersten Häusern von Nicolosi Halt. Die Bevölkerung kehrte zurück. Kaum hat sich die Lava abgekühlt, so liefert sie den vorzüglichsten Dünger und befruchtet die ganze Gegend.

Herrliche Gärten umkränzen den Berg; die Familien, die Städte, die Dörfer nehmen zu u. bilden eine einzige, lange, belebte Straße. Die Dichtigkeit der Bevölkerung beträgt 600 auf den Quadratkilometer. Die Katastrophe ist eine Ausnahme, während Fruchtbarkeit, Freude und Leben die Regel ist. Da wir den Gewinn wollen, so nehmen wir auch die Gefahr auf uns, sagen die Leute. Wir bleiben, und wollen nicht an die Ausbrüche denken.

Der Berg hat sein Mysterium verloren, die antike Legende ist dem Gedächtnis der Menschen entschwunden. Einst war der Aetna ein Gott. Um ihn erhoben sich Heiligtümer zu seiner Verehrung und Betrachtung. Die anderen Götter, Ceres, Pluto, Proserpina, Herkules, Aesculap bildeten seine Leibwache. Die Gebete eines ganzen Volkes sollten seinen furchtbaren Zorn besänftigen. Ueberall im Umkreis, auf Hügeln und Bergen erhoben sich, ihm zugewandt, Altäre und Tempel. Er selbst war ein prächtiger und schrecklicher Altar, dessen Rauch ständig gen Himmel stieg. Heute wimmelt zu seinen Füßen ein fleißiges Obst- und Gartenbau treibendes Volk. Die feinsten Südfrüchte gedeihen mit sonderbarer Ueppigkeit auf allen Seiten des Berges.

Setzen wir uns auf die Stufen des Theaters von Taormina. Von dort aus muß man den Aetna betrachten und versuchen, die antike Seele zu verstehen. In genügender Entfernung erhebt sich über dem Meer ein steiler Fels, der so weit vordringt, daß er sich vom Strande zu entfernen scheint, indem er ein Kap bildet. Dort errichteten die Griechen ein Theater, von welchem man gleichzeitig das Meer, die Ebene und den Berg erblickte. In dem weiten um den Felsen gelehnten Halbkreis konnten 15 000 Zuschauer im Freien unter dem reinen azurblauen Himmel sitzen, wobei sie eine Szenerie ohnegleichen vor sich hatten: Unten das blaue, weißeingefaßte Meer, weiter oben die grüne Ebene und die mit schönen Landhäusern besäten Hügel. Im Hintergrunde, genau in der Mitte, als ob die Natur die Kunst hätte unterstützen wollen, der ganze Aetna vom Fuße bis zum Scheitel. Auf der Seite des Berges die verschiedenen Töne der Farbe und des Lichtes: Das Grün des Waldes, der schwarze Samt der Lavafelder, das Weiß des Schnees, das Grau der Wolken und schließlich die düstere Drohung des ewigen Rauches. Alle Eindrücke vereinigen sich und folgen aufeinander. Die Seele ist gleichzeitig erhoben und niedergedrückt wie das Auge, ohnmächtig auf einer Stelle zu ruhen. —

Stellt euch nun vor, daß in dem Theater alles so angeordnet ist, daß die versammelte Menge gemeinsam diese erhabenen Eindrücke empfindet. Stellt euch weiter vor, daß alle Linien des Gebäudes mit der wunderbarsten Harmonie und unübertrefflichem Geschmack hergestellt sind. Alles befindet sich im herrlichsten Einklang mit der umgebenden Natur. Betrachtet den Halbkreis, die Szenerie, den Marmor, die Statuen, die Säulenhallen, das Meer, die Ebene, den Berg. Hört, wie in diesem klangreichen Raume die geringste Modulation widerhallt und sich wie ein reiner, klarer Gesang verlängert: Es sind die Verse eines Sophokles oder Euripides, es ist ein Lustspiel Menanders, aufgeführt von Schauspielern in malerischen, langen, faltenreichen Gewändern, während die Klage des Chors sie begleitet. — —

So verstanden jene Menschen des Altertums, die Söhne des Mittelmeers, die Natur, so genossen sie das irdische Leben und dankten den Göttern.

—⊡—

Sing- und Stubenvögel

Von W. Struve.

Kein Tier hat es verstanden, den Menschen so für sich einzunehmen, als der Vogel. Erfreuen uns doch diese gefiederten Gäste durch ihre Anmut, ihren Gesang, ihre Zahmheit und ihr schönes, teilweise prächtiges Gefieder. In vielen Familien findet man einen gefiederten Sänger, esi es ein Kanarienvogel, Zeisig oder Stieglitz.

Jedes gefangene Wesen, sei es nun ein Hund, Pferd oder Vogel, verlangt, um leben zu können, eine gewisse Pflege und Wartung. Jeder also, der sich einen Vogel oder überhaupt ein lebendes Wesen gefangen hält, übernimmt mit diesem zugleich die Verpflichtung, ihm die bestmögliche Pflege angedeihen zu lassen. Vor allem muß man jedem gefangen gehaltenen Vogel einen seinem Naturell und seiner Größe möglichst entsprechenden Käfig anweisen. In einem engen Käfig singt der Gefangene freilich anhaltender und lauter als in dem zweckmäßig eingerichteten Bauer; ein Ausdruck des Wohlbefindens und der Freude ist jedoch dieser Gesang nicht. Der Vogel singt aus dem Grunde mehr und anhaltender, weil bei ihm der Drang nach Freiheit und frischer Luft viel reger ist, als bei den naturgemäß gepflegten.

Nachtigallen, Grasmücken, Laubvögel, Flurvögel und andere hält man am besten in 40 Zentimter langen, 28 Zentimeter hohen und 22 Zentimeter tiefen Käfigen, dessen Drahtdecke durch einen mit Tuch bespannten Holzrahmen ersetzt wird. Letzteres hat den Zweck die Vögel vor Verletzungen zu schützen, da sie während der Zug- und Mauserungszeit die ganze Nacht im Käfig umhertoben. Für Drosseln und Stare, sowie überhaupt für andere Vögel, welche in der Größe vorbenannten gleichkommen, empfehlen sich 50 Zentimeter lange, 38 Zentimeter hohe und 30 Zentimeter tiefe Käfige. Die gebräuchlichsten Käfige für Finken sind von 20 Zentimeter Länge, 17 Zentimeter Höhe und 13 Zentimeter Tiefe.

Das dem Vogel zu reichende Futter muß frisch sein. Nebst dem Futter soll auch das Wasser frisch sein und täglich, an heißen Sommertagen zweimal des Tages gereicht werden. Da, nur einige wenige, wie beispielsweise der Pirol, ausgenommen, alle Vögel gern baden, gebe man ihnen zu diesem Zwecke ein bestimmtes Gefäß, am besten einen Blumentopfuntersatz, da viele Vögel sich scheuen, in dem außen am Käfig ausgehängten sogenannten „Badehäuschen" zu baden. Das den Vögeln im Winter zum Trinken zu reichende Wasser soll man vor Gebrauch immer eine Stunde im warmen Zimmer abstehen lassen. Das Sandkästchen des Käfigs soll mindestens dreimal wöchentlich von dem anhaftenden Kote gereinigt und mit trockenem Sand bestreut werden. Bei Drosseln, Staren und Fleischfressern, Falken, Eulen u. a., welche ihrer Gefräßigkeit halber viel schmutzen, hat dies täglich zu geschehen.

Die Käfige werden an einen lichten zugfreien Ort gehängt oder gestellt, der einige Stunden des Tages den Sonnenstrahlen ausgesetzt ist. Es ist zu empfehlen, die Käfige nur bis in Manneshöhe zu hängen, da dadurch ihre Bewohner eher zutraulich werden, als wenn man sie hoch hängt. Im Frühjahr und Sommer kann man die Käfige samt den Vögeln wohl die ganze Nacht über im Freien lassen, man muß aber dafür gesorgt haben, daß sie nicht durch Katzen usw. gefährdet werden. Für den Fall eines Regens bringe man ein schief nach unten gerichtetes Brett über dem Käfig an. Den heißen Strahlen der Mittagssonne soll nie ein Vogel ausgesetzt werden.

Zu den Lieblingen der Vogelfreunde zählen vor allem die Nachtigall, der Kanarienvogel, die Grasmücken, einige Drosseln, der rotrückige Würger, die Lerchen, der Edelfink, der schöne Stieglitz, der Zeisig, der Hänfling, der Gimpel oder Blutfink.

Die Nachtigall gehört zu den Vögeln, welche eine aufmerksame Pflege von vornherein verlangen. Als einfachstes Futtermittel für die Nachtigall ist folgende Mischung empfehlenswert: gekochtes und geriebenes Herz vom Rind, trockene Ameisenpuppen, geriebene, sowie ausgedrückte gelbe Rübe. Als Beigabe muß man täglich etwa zehn Mehlwürmer reichen. Im Sommer wird die Nachtigall mit frischen Ameisenpuppen, ohne Mehlwürmerbeigabe, gefüttert. Zu beachten ist, daß man die Nachtigall immer an ein und demselben Orte hängen lassen muß da sie sonst selten anhaltend schlägt. Längere Zeit in Gefangenschaft, werden fast alle Nachtigallen überaus zahm.

Unter den Grasmücken ist vor allem das bekannte Schwarzplättchen, einer der am häufigsten gefangen gehaltenen Stubenvögel, zu nennen. Da gibt es Doppelüberschläger, „Haidia"-, „Huidio"- und „Houidiu"-Sänger, jeder dieser gefiederten Sänger trägt seinen „Ueberschlag", wie die Endstrophe des Gesanges benannt wird, in anderer Weise vor. Das Schwarzplättchen wird im Nachtigallenkäfig beherbergt und gleicht auch in der Pflege vollkommen der Nachtigall. Ein weiterer sehr beliebter Stubenvogel ist die Singdrossel. Die Pflege aller Drosseln erfordert wenig Mühe. Als Käfig empfiehlt sich der vornherein beschriebene Drosselkäfig, als Futter eine Mischung von Semmelgrieß, gekochtem und geriebenem Herz vom Rind und geriebener gelber Rübe. Da alle Drosseln gern baden, hat man ihnen Gelegenheit zu geben, solches zu tun. In gleicher Weise sind die Amsel-, die Wacholder-, Mistel- und Rotdrossel zu verpflegen.

Der rotrückige Würger, „Potpourri-Sänger„ hat ihn trefflich ein Vogelkundiger genannt, und er verdient diesen Namen, denn sein Gesang ist wirklich ein Gemisch der verschiedensten Vogelstimmen. Wer mit den Liedern und Rufen der Vögel nicht vertraut ist, mag den Gesang des Würgers für ursprüngliches Eigentum, für Selbstgeschaffenes halten, so treu weiß er den Ausdruck, Crescendo und Diminuendo, Forte und Piano, sowie Tempo im Vortrage der angeeignesten Stücke wiederzugeben. Es ist, als ob er sich in die Empfindungsweise anderer Vögel versetzen könnte, als hätte er ihnen mit den Tönen zugleich die innere Bewegung abgelauscht. Der rotrückige Würger hält sich am besten in einem Nachtigallenkäfig. Als Futter empfehlen sich fr sche Ameisenpuppen; sind solche schwer zu bekommen, so füttere man mit dem Winterfutter. Letzteres besteht aus: 2 Teelöffeln Maikäferschrot, 4 Teelöffeln gekochtes und geriebenes Herz vom Rind, je einem Teelöffel Mehlwurm und geriebenes Eierbrot und geriebener gelber Rübe. Der rotrückige Würner ist einer der zartesten Käfigvögel, weshalb seine Pflege die denkbar aufmerksamste sein muß, und selbst bei dieser erhält man ihn nur wenige Jahre am Leben.

Gleichfalls ein bekannter und beliebter Stubenvogel ist unser Frühlingsbote, die Lerche. Als Wohnung weist man ihr einen 50 Zentimeter langen, 20 Zentimeter hohen und 30 Zentimeter tiefen Käfig an, dessen Decke aus Tuch ist. Sprunghölzer oder Sitzstangen werden im Lerchenkäfig nicht angebracht. Zur Fütterung eignet sich ein Gemisch von weißem Mohn, Hirse, Rübsamen, und täglich einige wenige trockene Ameisenpuppen, gekochtes und geriebenes Herz vom Rind und geriebene gelbe Rübe, Mehlwürmer kann man täglich etwa vier bis fünf Stück reichen. Eine Hauptbedingung ist die Reinhaltung des Käfigs da die Lerchen sehr von Milben geplagt werden.

Ein sehr beliebter und vorzüglicher Schläger ist der Edelfink. Als Futter empfiehlt sich für den Finken ein Gemisch von Hirse, Mohn, Hafer, Rübsamen, Kanariensamen und ein wenig Hanf. Grünfutter wird von diesem Vogel sehr gern gefressen. Neben dem Körnerfutter muß man auch Weichfutter reichen. Am besten eignet sich ein Gemisch trockener Ameisenpuppen, gekochtem und geriebenem Herz vom Rind und geriebener gelber Rübe.

Wer kennt ihn nicht, den farbenprächtigen, munteren Distelfinken, den Stieglitz, wie er seines Lockrufes „stieglit" halber häufig genannt wird? Er ist wohl neben dem Kanarienvogel der beliebteste Stubengenosse, denn er ist nicht nur schön und anmutig, sondern auch immer sangeslustig und guter Dinge. Als Wohnung weise man ihm einen Drahtkäfig mittlerer Größe an. Das zu reichende Futter besteht aus verschiedenen Sämereien; als Leckerbissen kann man ihm Distelköpfe, welche mit Samen noch versehen sind, reichen. Für reichliches Bade- und Trinkwasser, für frische Luft und Sonne muß man immer Sorge tragen. Was die Pflege des Zeisigs und Hänflings anbelangt, so gleicht sie vollkommen der des Stieglitz.

—⊡—

Unsere Kirchenglocken

Es gibt heute nur noch wenige Kirchen, die ihre im Kriege eingeschmolzenen Glocken nicht wieder ersetzt haben. Fast jede Gemeinde hat sich neue Glocken anschaffen müssen. So war im Bereich der beiden Wupperstädte Barmen und Elberfeld nur ein Geläut der Einschmelzung entgangen. In Westfalen sind es nur Ausnahmefälle gewesen, wenn in einer Gemeinde die Glocken erhalten blieben. Damit sind viele wertvolle Denkmäler aus vergangenen Jahrhunderten vernichtet. Früher wie auch heute noch gehörten die Glocken unbedingt mit zum Wesen der Kirche. Die ersten Glocken ließ um 400 Bischof Paulinus von Nola in Kampanien herstellen. Aber erst später dienten sie dazu, die Gemeindeglieder zu den Gottesdiensten zu rufen, während das vorher durch Boten oder durch Posaunensignal geschah. Wenigstens soll den ersten nachweislichen gottesdienstlichen Gebrauch der Glocken erst Papst Sebinianus, der Nachfolger Gregor I., gemacht haben. Noch im Jahre 610 erschienen in Frankreich die Glokken der St. Stephanuskirche zu Orleans als eine Einrichtung von staunenswerter Neuheit; denn durch ihren überraschenden Klang wurde das Heer des Königs Glotar in solchen Schrecken versetzt, daß es die Flucht ergriff. Als im Laufe des Mittelalters sich der Gebrauch der Glocken von Aachen aus mehr und mehr einbürgerte, galt diese Sitte im Leben jener Generationen viel mehr als heute. Die Glocken erhielten durch feierliche Weihung einen besonderen Namen. Ihr Klang sprach die Gläubigen fast so an, wie die persönliche Stimme des ersten Trägers des Namens. Das bezeugen die mittelalterlichen, in der Ich-Form gehaltenen Inschriften auf den Glocken, wie die auf der alten Kirchenglocke zu Methler, die aus dem Jahre 1483 stammt. Sie trägt die Inschrift: „St. Margaretha, so bin ich genannt, geboren von den Heiden. Wan ich rope, so kommt to Hand, Dat ji vom Gode nicht entscheiden." So wurde durch den Glockenton jeder mit der Kirche in engster Verbindung gehalten und jeder folgte willig ihrem Rufe.

Heute läuten die Glocken außer zu den Gottesdiensten noch zu allen besonderen außergewöhnlichen Ereignissen im Leben wie auch der Gesamtheit.

—⊡—

Die Eisfelder in den Polargegenden

Wie reich die Natur der arktischen Regionen in vieler Hinsicht an erhabenen Schönheiten ist, so mannigfaltig zeigt sie sich auch an zerstörenden Schrecken, und es ist keineswegs der hohe Kältegrad jener Gegenden, der das Vordringen der Entdecker so sehr erschwert, als vielmehr die Eismassen, welche nicht selten zu Bergen aufgetürmt und zu weiten Feldern ausgedehnt, das Fahrzeug in seinen Bewegungen hemmen und oft auf ungewisse längere Zeit ganz unbeweglich machen. Fast ohne einen Ruhepunkt schweift der Blick über diese endlosen Flächen, in denen alles Leben zu ersterben droht, und findet eine Begrenzung stott, so ist es nur durch die grotesken Gestalten beschneiter Felsenreihen, denen der Pflanzenschmuck unserer Zone wohl stets unbekannt bleiben wird. An eine Kultur des Bodens jener rauhen Gestade dürfte vielleicht für ein Jahrtausend noch nicht gedacht werden können; behauptet doch kaum hier und dort in dieser Oede ein spärliches Moos sein dem Klima zugemessenes Dasein. Wollte auch kühner Unternehmungsgeist und Vertrauen auf seinen täglich steigenden Betriebsamkeitssinn den Riesenentschluß fassen, allmählich von den Küsten herein den Boden dieser Räume sich untertan